



Evangelisches Gemeindeblatt für Erfurt Stadt und Land

Nr. 2.

Februar 1914.

II. Jahrgang.

Erscheint monatlich. — Bezugspreis halbjährlich 50 Pfg. — Bestellungen nehmen an die Pastoren des Kirchenkreises und die Kirchner. Mitteilungen oder Anfragen an die Schriftleiter: P. Hoffmann u. P. Richter in Erfurt, P. Bothfeld-Dachwig, P. Schlegel-Büßleben.

Inhalt: Geleitspruch S. 9. — Gotteshäuser und Glocken, 1. Büßleben S. 9. — Die Blinden sehen S. 10. — Aus großer Zeit S. 12. — Verkauf zweier Kronleuchter S. 12. — Zur Kirchenaustrittsbewegung S. 12. — Erfurter kirchliche Nachrichten aus dem Jahre 1913 S. 13. — Aus unseren Einzelgemeinden S. 13.

Geleitspruch: Der Mensch soll nicht über seine Zeit klagen; dabei kommt nichts heraus. Die Zeit ist schlecht? Wohlan, du bist da, sie besser zu machen! (Cathyle.)

Gotteshäuser und Glocken.

1. Büßleben.

Wir wandern zum Schmidtstädter Tore hinaus auf der alten Straße nach Weimar zu. Auf der Höhe verlassen wir die Flur unsrer Heimatstadt und zugleich das preussische Gebiet und betreten das Großherzogtum Sachsen. Früher stand hier ein alter Löwe aus Stein, der das Wappen mit dem Rautenkrantz hielt. Mehrmals war er schon beschädigt worden, deshalb hat man ihn entfernt, um ihn vor gänzlicher Vernichtung durch rohe Hühnerhände zu schützen. In Vinderbach steht er im Hofe der früheren Chausseegeldbestelle.

Weit schweift von der Höhe nach allen Seiten der Blick. Über der Stadt steigen die Hügel des Bergkreises auf, hinter denen sich die blauen Waldberge erheben. Reich und breit liegen die alten Dörfer des früheren Erfurter Gebiets um uns, die später in einer Zeit jämmerlicher Schwäche Kurmainz dem ohnmächtigen Käte abnahm. Zu unsern Füßen grüßt Vinderbach herauf, freundlich winkt das Gotteshaus mit seinem Turme, umrauscht von alten Linden, aus der Mitte des Dorfes seinen Gruß uns zu. Doch neben ihm, kalt und häßlich, ein gewaltiger Backsteinkasten — die neue Schule. Zum Glück baut man jetzt wieder anders.

Aber wir wollen nicht in „Ausland“ uns aufhalten, den Dörfern unseres Kirchenkreises soll unsre Wanderung gelten. In Vinderbach geht's also vorüber. Ein Stückchen weiter liegt rechts an der Straße, niedrig und bescheiden, eine Häusergruppe. Einfach und schmucklos ist das Hauptgebäude, nur auf dem östlichen Ende des langgestreckten Satteldaches erhebt sich ein kleiner Dachreiter. Was dieses schlichte Türmchen uns erzählen kann von Formenfreudigkeit! Wie geschickt der Übergang vom quadratischen Unterbau zu der kurzen Spitze vermittelt ist! Vermutlich ist's ein einfacher Meister aus unsern Dörfern gewesen, der ihn entworfen und gebaut hat, aber ein braves Stück Arbeit hat er geliefert.

Hinter den Häusern ein Garten mit schattenden Bäumen und duftenden Blumen, und dann zwei Reihen Gräber mit schlichten Nummersteinen. Das Ganze umschließt ein schöner, wohlgepflegter Zaun von Eichen, nur nach der Straße zu hat man ihn durch ein nüchternes Eisengitter ersetzt.

Das Hospital St. Georgen ist's, das zu Büßleben gehört. In alten Akten und Rechnungen wird es domus leprosororum genannt (Ausfägigenheim). Wie lange es schon steht, ist nicht genau zu ermitteln. Vor ungefähr 700 Jahren, zur Zeit der Kreuzzüge, haben es die Büßlebener gebaut. Vielleicht bietet sich später Gelegenheit, hier einiges aus seiner Geschichte zu erzählen. Jetzt ist es schon lange kein Krankenhaus mehr, sondern ein Altersheim, in dem alte Personen aus den 15 Hospitalbüchern, deren größter Teil jetzt weimarisch ist, Aufnahme finden. Es sind 10 Stellen vorhanden, von denen z. Bt. neun besetzt sind. Büßleben hat, wegen seiner Leistungen beim Bau, noch heute bei den Befehlungen der freigewordenen Stellen das Vortrecht.

Im Ostgiebel des Hauses, äußerlich durch das Glockentürmchen angezeigt, befindet sich eine kleine Kapelle. Uralt ist das Mauerwerk, denn während der übrige Teil des Gehöfts öfters umgebaut und erneuert ist, ist das Kirchlein geblieben. Ein mächtiger Steinblock, roh behauen, bildet den Altar, an dem einst der römische Priester Messe las. Jetzt spendet dort der evangelische Pfarrer von Büßleben dreimal im Jahre das heilige Abendmahl. An diesen Tagen, und wenn der heilige Abend dämmernd herabsinkt, klingt dann der Schall des Glöckchens durch die klare Luft, und verwundert horcht der Fremdling auf, der auf der Straße vorüber wandert.

Die Glocke ist durch ihr Alter interessant. Sie hat eine sehr schlanke Form und ist bis auf eine Inschrift oben am Helm schmucklos. In gotischen Buchstaben steht da zu lesen:

ano dni M. CCCC. XI. hilf. got. maria. berot (berate uns). Also bald 500 Jahre (1441 gegossen) hat sie zum Gottesdienst gerufen oder über die offenen Gräber di-

Trostesbotschaft klingen lassen, daß der Vater droben Erdenleid in Himmelsfreude wandeln will. Und wie oft hat sie in den letzten beiden Jahren ihre Stimme erhoben, wenn auf der alten Bahre von Anno 1714, die mit ihrer fast verblühten Inschrift die Vergänglichkeit des Menschen beklagt, wieder einer der Insassen zur letzten Ruhestätte getragen wurde!

Gleich hinter dem Hospital biegt der Weg nach Büßleben rechts von der Hauptstraße ab. Zur Seite flüstert leise das Wasser des Peterbaches. Weiden, Eschen und Erlen bilden einen dichten Busch, der im Sonnenbrand des Sommers ersehnten Schatten spendet, und bald ist das Dorf erreicht. Fruchtbare Obstgärten umschließen in grünem Kranz den Ort, Bäume überall in den Gassen und auf den Plätzen. Hin und wieder schlängelt sich das Wäldlein in dem engen Tale, und geduldig folgen Straßen und Hofanlagen den Krümmungen.

Büßleben (Büßleibe, Büßleibin, Buofeleibin, Bieseleben) muß eine sehr alte Siedelung sein. Schon im neunten Jahrhundert wird es urkundlich erwähnt. Früher saß hier ein adliges Geschlecht, das auch in der Stadt hohes Ansehen genoß. Der Grabstein des letzten Herrn von Büßleben befindet sich an der Westseite der Lorenzkirche in Erfurt. Das Dorf wurde mit der Grafschaft Bieselbach, zu der es gehörte, 1343 vom Erfurter Räte dem Grafen von Gleichen abgekauft, 1664 kam es an Kurmainz.

Zwei Türme überragen die Ziegelhäuser des Dorfes. Der eine ist der Turm der Peterskirche, der andere auf dem Schulhause zeigt die Stelle, wo einst die Michaeliskirche stand. Dies war die ältere. Über die Zeit ihrer Gründung ist nichts genaues berichtet, doch wurde sie bereits 1330 dem Severistifte in Erfurt zur Besetzung übergeben. Dominikus sagt von ihr, daß sie sehr alt, düster, unbequem und zu enge sei. Nach langen Unterhandlungen wurde die Kirche 1840 abgetragen. Von ihren Steinen ist die Windmühle bei Rohra gebaut. Der Turm blieb stehen, er trug in seinem hölzernen Oberbau die Uhr nebst Schlagglocke und die „Lautglocke“, die eine Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes geläutet wurde. Wir älteren können uns alle noch an denselben erinnern, da er erst 1891 angeblich wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde.

St. Michael war ihr Schutzpatron. Das ist der deutsche Heilige im Kalender, und das Michaelisfest ist ein deutsches Fest. Hier war die alte Jahreswende. Mit der Ernte und dem Ende der Weidzeit schloß das Jahr, deshalb war Michaelisfest auch zugleich Erntefest. Nun begannen aber auch in den stürmischen Herbst- und Winter Nächten die Geisterzüge des wilden Heeres, des Totenvolkes, und es brach die Zeit der Reime des neuen Jahres an. Erntedank nahm Wuotan an und Reim der neuen Ernte gab er den Menschenkindern, in heißem Ringen wehrte er die drängenden Nacht- und Eisgeister ab.

Die Kirche mußte überall das Volksempfinden geschickt zu benutzen. Sie ließ Gewohnheit und Anschauung bestehen, aber an Stelle des Wuotan setzte sie den heiligen Michael. Und sie traf mit diesem tapferen Helden und Heerführer unter den Engeln die innerste Seele des deutschen Volkes. Wuotan, das war bisher der oberste Lichtgott, der Erreger alles höheren Lebens, der Herrscher der Geister, der Führer der Heldenjeden in Walhalla, die unter ihm gegen die verderbenbringenden Winterriesen, die Mächte der Finsternis, kämpften. Wie paßte hierzu der Schriftabschnitt für das Michaelisfest, Offenb. 12,7—12 von Michaels Kampf mit dem Drachen, und der andere, Matth. 18,1—14 von den Schutzengeln! So haben sich die streitbaren Seelen unserer Väter denn auch bei der Taufe, da man sich einen Schutzengel zu wählen hatte, den kampfesfreudigen, gewaltigen Michael dazu erwählt. Ja, sein Name wurde ihnen deutscher Klang. Sie verstanden darunter nichts anderes als das gute deutsche Wort „Michel“, das die Bedeutung des Großen und Gewaltigen hatte. Die Wuotansberge wurden nun zu Michelsbergen, und die ersten christlichen Sendboten in den Wäldern Deutschlands weihten die von ihnen gestifteten Kirchen gerne dem Erzengel Michael. Die ältesten Kirchen bei uns sind die Michaeliskirchen, und auch in den nordischen Ländern sieht man in den ältesten Kirchen fast

überall das Bild des heiligen Michael, wie er mit geschwungenem Schwert gleich dem heiligen Georg mit dem Drachen kämpft.

Das deutsche Volk legte in diesen „Vorsteher des Paradieses“ sein ganzes Wesen hinein, sein ganzes Bestehen vertraute es ihm an. Nicht bloß das neue Jahr wurde unter seinem Banner begonnen, sondern sie setzten sein Bild in das Reichsbanner, unter dem sie in den Kampf um des Reiches Größe und Bestehen gegen jeden Feind zogen. Aus dem biblischen Erzengel wurde der deutsche Michel, die Begeisterung des Heeres und der Schrecken der Feinde. Unter ihm wurden die Deutschen die Retter der Christenheit, des Abendlandes, vor dem wilden heidnischen Mongolensturm, die Kämpfer des Lichts gegen die Finsternis der Barbarei. (Als König Heinrich I. 933 auf dem Niede an der Unstrut die Ungarn in langer, blutiger Schlacht besiegte hatte, „war ihr Schrecken so groß, daß sie ihren Höhen goldene Flügel machen ließen, damit sie auch so mächtig würden, wie der Erzengel Michael. Erst 22 Jahre später kamen sie wieder und brachen mit ihrer vollen verfügbaren Macht in Deutschland ein. Da trat ihnen Kaiser Otto der Große entgegen und schlug sie wiederum unter dem waltenden Banner St. Michaels mit der Lanze am 10. August des Jahres 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg. (Vergl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, 213, 219)).

Vor 40 Jahren sang Emanuel Geibel in seinem Jubel-
liebe über die Schlacht bei Sedan:

Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen der Held der Mark.
Die Banner flogen, und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim.

Ob er dabei an die Sturmflagge des alten Reichs
gedacht hat?

Aus dem Reichsbanner ist der Michael verschwunden, und Michaeliskirche und Turm bei uns ist abgebrochen, aber was der Michael den Alten verkörperte, das lebt auch heute noch im Herzen drin und wird groß und gewaltig, so oft es sich um Sein oder Nichtsein des ganzen deutschen Reiches und Wesens handelt. Gerade die Erinnerungsfeier dieses Jahres weisen uns auf die alte Verbindung des heiligen Michael mit dem deutschen Volk als dem Kämpfer für die ganze Christenheit. Deutscher Glaube und deutsche Kraft vereinigt haben die herrlichsten Siege erfochten auf der Wahlstatt des Krieges und die herrlichsten Erfolge errungen in der Werkstatt des Geistes. Einen gewaltigen Kampf hat der deutsche Geist stets zu führen gehabt, um seine göttliche Aufgabe in der Welt zu erfüllen. Und wenn er auch nur langsam vorwärts kommt, es kommt doch einmal der große Tag der Entscheidung. Dann soll Michael voranziehen in ein neues Jahrhundert oder Jahrtausend unseres Volkes. In Gottes Kraft müssen wir streiten, um, wie einst das Deutsche Reich, nun das ewige Gottesreich des Lichtes zum entscheidenden Siege zu führen in uns und bei uns und allerwärts. —

Schlegel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blinden sehen.

(Fortsetzung der Bilder aus der inneren Mission Jahrgang I, Nr. 11.)

Zu den ergreifendsten Wundertaten unseres Heilandes gehören seine Blindenheilungen. Am Wege nach Jericho sitzt Bartimäus und bittet. Wie tief sein Unglück ihn drückt, wie heiß sein Verlangen nach Wiedergewinnung des Augenlichts ist, klingt heraus aus seinem Notschrei: „Du Sohn Davids, erbarme Dich mein!“ — Anders jener Blindgeborene, von dem Johannes berichtet. Er hat keine Ahnung von dem, was vor seinen Augen verborgen ist. Nie hat er etwas geschaut von der herrlichen Schöpfungswelt Gottes, nie das glänzende Bild des strahlenden Himmels und der lachenden Erde. Dunkel ist außen, lebenslang Nacht. Dunkel noch mehr innen. Ohne Erkenntnis, stumpf, teilnahmslos hat er dageessen, bis der Herr ihm mit dem leiblichen Auge zugleich das Geistesauge öffnet.

Auch heute noch wirkt die Wunderkraft dieser Heilands-
liebe fort. Oder was anderes ist es als sie, wenn die von

ihr entzündete Nächstenliebe dafür sorgt, daß den armen Blinden die Augen aufgetan werden? Freilich kann Menschenkunst nur selten das äußere Auge Blinden dem Lichte öffnen. Aber daß sie geistig sehend werden, daß sie eintreten können in die Reihen ihrer sehenden Mitmenschen, um mit ihnen teilzunehmen an den Gütern des Lebens, das ist die Aufgabe, die sich die Blindenfürsorge unserer Tage stellt.

Wir treten im Geist in eine Blindenanstalt. Auf dem geräumigen Hof inmitten mehrerer Gebäude tummelt sich munter eine Schar Kinder der verschiedensten Altersstufen. Da bilden kleine 6—8 jährige Knaben und Mädchen einen Kreis. Sie spielen unter Anleitung einer Schwester singend einen fröhlichen Reigen. Dort verfolgt eine Anzahl Knaben einen davoneilenden Kameraden, um ihn zu erhaschen. Redende Rufe begleiten das fast wilde Spiel. Auf der andern Seite, dem Garten zu, wandelt eine Gruppe sanfterer Mädchen. Sie unterhalten sich angelegentlich über „die schöne Geschichte“, die ihnen am Feierabend fortlaufend vorgelesen wird. Gravitätisch, schweren Tritts spazieren einige Jünglinge über den Hof, den Werkstätten zu, indem sie ihren Arbeitsverdienst nachrechnen, der ihnen aus den Leistungen der letzten Woche soeben gutgeschrieben worden ist. Wir selbst treten ins Haus und bitten den Vorsteher der Anstalt um die Führung, die uns bereitwillig gewährt wird. Wir können nicht anders, wir müssen ihm unsere Verwunderung ausdrücken über das Bild, das sich uns eben bot. Ganz anders hatten wir uns die Bevölkerung der Blindenanstalt vorgestellt: hilflose, traurige Gestalten gestützt von sehenden Pflegern glaubten wir anzutreffen, und nun finden wir alles so froh: überall muntere, freie Bewegung, fast wie bei Sehenden! „Sind das wirklich Blinde?“ „Gewiß, nur Blinde“, werden wir belehrt. Zum Beweis erhalten wir einen tüchtigen Puff von hinten. Zwei Knaben denen wir im Wege stehen, haben unsere Unwesenhaftigkeit nicht wahrgenommen, und sie bezeugen uns durch einen ungewollten empfindlichen Fußtritt, daß wir uns wirklich in einer Blindenanstalt befinden.

Ein Glockenzeichen verkündigt den Schluß der Freistunde, und rasch verschwindet die bewegliche Schar nach den verschiedensten Seiten, wir folgen den jüngsten in die „Vorschule“. Mit einer Gruppe derselben treten wir in ein geräumiges, hohes und lustiges Zimmer, das neben Tisch und Stühlen, einem Klavier und einem Schrank noch Raum zur freien Bewegung bietet.

„Wilhelm, deine Schuhriemen sind losgegangen, und Barbara, du verlierst deine Schürze, wenn du sie nicht wieder festbindest!“ ruft die Rinderschwester den zwei zuletzt hereingestürmten Kleinen zu. Wilhelm setzt sich auf den Boden, um den Schaden gut zu machen; aber es will nicht gehen. Rascher ist dessen Schwesterchen, die muntere Barbara mit dem Knüpfen ihres Schürzenbandes fertig geworden. „Nun“, sagt die Rinderschwester, „weil noch so manches Ungeschickte unter euch ist, das die Schuhe nicht selbst schnüren kann, wollen wir nochmals alle das Knüpfen von Schleißen üben.“ Jedes Kind erhält ein Band, das um die Stuhllehne geschlungen wird, und nun beginnt ein wahrer Wettlauf. „Schwester, ich hab's! — ich auch! — und ich!“ tönts nacheinander. „Ich bring's nicht fertig“, fängt Georg zu weinen an. „Nur Mut, mein Junge“, tröstet ihn unser Führer, der Inspektor. — Georg ist erst vor wenig Wochen eingetreten. Alles an ihm ist schwach, nur das Plappermäulchen ist unermüdlisch. Während die andern draußen spielten, saß der arme Kleine müde beiseite. Er kann kaum gehen. „Bist du denn zu Hause bei deiner Mutter nie spazieren gegangen?“ fragen wir den redseligen Jungen. „Ach nein, mein Vater ging ins Geschäft, und meine Mutter auch, und ich saß immer allein auf dem Bänkchen, wenn ich nicht im Bett war. Mutter hat mir allemal, ehe sie fortging, verboten, allein herumzulaufen, daß mir nichts passiere. Da wars langweilig. Aber wenn die Eltern abends nach Haus kamen, dann erzählten sie so viel, und wenn der Vater die Zeitung las, hörte ich immer zu. Und singen kann ich auch; ich lernte es von den Mädchen, die vor dem Hause spielten und sangen.“

Jetzt sagt die Rinderschwester eine neue Übung an: „Ich will sehen, wer von den Knaben seine Jacke allein aus- und anziehen kann?“ Flugs sind die Jacken ausgezogen. Aber, o weh! Daß Anziehen ist schwerer. Der findet nicht den Weg zum Armel, und jener hat ihn zwar rasch gefunden, aber die Jacke sitzt verkehrt. Doch auch das bessert sich von Tag zu Tag, versichert uns die geduldige Rinderschwester.

Nachdem auf diese Weise eine halbe Stunde verstrichen ist, wird zur Abwechslung ein frisches Liedchen gesungen und dabei durchs Zimmer marschiert. Hierauf begibt sich die kleine Schar auf ihre Plätze. Jedes Kind erhält ein in mehrere Fächer geteiltes Kästchen. In einem der Fächer, dem größten, befinden sich in bunter Mischung Erbsen, Linsen, Bohnen, Reiskörner. Die Aufgabe lautet: „Sortiert rasch und tut ins erste Fach die Erbsen, ins zweite die Bohnen usw.“ Flink wie Aschenbrödel's Täuschchen vermögen die einen, weniger gewandt die andern die Aufgabe zu lösen. Die Rinderschwester legt uns noch andere Arbeitsproben aus diesem Gebiet vor: Perlen reihen, Flechten von Papierstreifen, Bauen, Ausnähen von Figuren in Karton usw., lauter Übungen, wodurch die Hand der anfänglich sehr unbeholfenen Kleinen allseitig geübt wird, damit sich diese nach und nach auch ohne das mangelnde Auge zu rechtfinden lernen.

Für die nächste Stunde steht auf dem Unterrichtsplan „Anschauungsunterricht“. „Wie? — Anschauungsunterricht?“ fragen wir. „Wie und was vermögen denn blinde Kinder anzuschauen?“ — „Eigentlich sollten wir richtiger Tastsunterricht sagen“, werden wir von unserm Führer belehrt. „Aber auch dieses Wort drückt die Sache nicht vollständig aus. Dieser Unterricht soll auch den Blinden denselben Dienst leisten wie der Anschauungsunterricht in den Schulen Sehender, nämlich den, daß sie von den Dingen um sie her klare innere Anschauungen, Vorstellungen gewinnen, die in Beziehung zu dem gesprochenen Wort treten. Weil aber das Auge fehlt, muß dies durch die Hand ersetzt werden. Es handelt sich also in der Blindenschule um Tastsanschauungen.“ Hören wir also diesem merkwürdigen Unterricht eine Weile zu.

„Wir wollen heute etwas vom Hund hören“, beginnt die Lehrerin. „Wer hat schon einen Hund angefühlt?“ — „Ich“, ruft die kleine Marie, „wir haben einen zu Hause, und ich hab immer mit Bello gespielt.“ — „Und ich habe immer einen bellend gehört“, läßt sich Georg wieder vernehmen, „unser Hausherr im ersten Stod hatte einen Leo.“ „Hast du auch mit ihm gespielt?“ — „Nein, er ist nie zu mir herein gekommen, und ich hätte mich auch vor ihm gefürchtet; meine Schwester hat er einmal beinahe gebissen.“ — „Nun, Georg, wie sieht denn Leo wohl aus? Wieviel Füße hat er?“ — „Ja — ich weiß nicht, vielleicht zwei; aber mein Vater hat erzählt, daß auf dem Hundemarkt mehr als 100 Hunde gewesen sind.“ Wir wollen dir einmal unsern Marko zeigen.“ — Der Anstaltswächter wird hereingeholt, und Georg ist der erste, der ihn betasten darf. — „Du brauchst dich nicht zu fürchten, er beißt dich nicht. Zeige mal seinen Kopf!“ Unglücklich sucht Georg nach dem Kopf des Tieres, kann ihn aber nicht finden, soviel er auch schon vom Hunde gehört hat und über Hunde reden kann. — „Sieh, hier ist der Kopf, da die Ohren und die Schnauze mit Maul und Zähnen, und hier der Rücken und hinten der Schwanz. Und was mag das wohl sein, womit er auf dem Boden steht und geht?“ — „Die Füße.“ — „Zähle sie!“ — „1, — 2, — 3, — 4.“ Jetzt kommen auch die übrigen Schüler herbei: „O, wie groß! — Hier der Schwanz, wie lang! Und die Haare wie warm und dicht, wie ein Winterpelz! So gehts fort in der Betrachtung des zahmen, geduldigen Tieres.

Nachdem alle Marko „gesehen“ und aufs genaueste „begriffen“ haben, beginnt die Lehrerin das Lehrgespräch. In vollständigen, korrekten Sätzen müssen die Kinder ihre Beobachtungen wiedergeben, indem sie antworten auf Fragen wie: „Woran erkennst du den Hund?“ — „Wozu braucht man ihn? usw.“ Auf die Frage: „Was tut Marko, wenn ein Fremder zu uns ins Haus will?“ kann Georg antworten: „Er bellt.“ Seine Antwort ist aber, wie wir

bisher schon bemerkt haben, recht undeutlich und unartikuliert. Das Säzchen klingt etwa: „Derunbell.“ Nun spricht ihm die Lehrerin dasselbe recht deutlich vor, und nach verschiedenen mißlungenen Versuchen kann der Kleine sprachlich nachsagen: „Der — Hund — bellt.“ — „Wie oft mußt du anfangen zu sprechen?“ — „Dreimal.“ — „Das ist jedesmal ein Wort. Wieviel Worte hast du also gesagt?“ — „Drei Worte.“ — „Diese geben zusammen einen Satz.“ In gleicher Weise werden sodann die Wörter in ihre Lautbestandteile zerlegt. So wird das Angesehene in sprachliche Form umgesetzt und die Kinder werden zur Erkenntnis der Sprach-elemente geführt. Denn die Sprache, die sie mitbringen, steht nicht viel höher als die eines Papageis, sie ist nicht wie bei sehenden Kindern dem Bedürfnis entsprungen, die geschauten Dinge zu benennen und in wechselseitige Beziehung zu setzen, sondern sie ist ein Produkt des Nachahmungstriebes, der anders keine Betätigung findet als eben in der Nachahmung der Töne, die das kleine Ohr des kleinen Blinden treffen ohne Wahl. Wir verstehen jetzt wohl, wie unser Führer uns erläutert, daß in der Blindenschule alles darauf ankommt, dem Kinde so viel Anschauungen als nur möglich zu bieten, um seiner Sprache einen wirklichen Gedankeninhalt zu geben und es vor geistigen Irrfahrten zu behüten.

In der Klasse nebenan, die wir jetzt betreten, werden gerade „Gehörübungen“ getrieben. Die Lehrerin läßt einen Gummiball fallen. „Was hört ihr?“ — „Ein Ball ist zu Boden gefallen.“ — „Wohin jetzt?“ — „Auf den Tisch.“ — „Und jetzt?“ — „Zuerst auf den Stuhl und dann auf den Boden.“ — „Was fällt jetzt?“ — „Eine Holzkuugel.“ — „Und jetzt?“ — „Ein Holzwürfel.“ — „Welchen Unterschied habt ihr bemerkt?“ — „Die Kugel ist weiter gerollt, der Würfel aber nicht.“ — „Was hört ihr nun?“ — „Eine Eisenkuugel ist gegen die Tür gerollt.“ — „Suche sie, Emma.“ — „Mit Sicherheit geht das Kind auf den Ort zu, wo die Kugel liegt.“ — „Was hörst du jetzt, Emil?“ — „Sie haben mit einem Schlüssel ans Fenster geklopft.“ — „Und jetzt?“ — „Mit einem Buch aufs Klavier.“ — „Was laß ich auf dem Tisch fallen?“ — „Ein 50 Pfennigstück.“ — „Und jetzt?“ — „Ein Nickelstück.“ — „Was ist der Unterschied?“ — „Silber klingt heller als Nickel.“ Auch die übrigen Geldsorten wissen die Fähigeren der Kinder in gleicher Weise durchs Gehör zu unterscheiden, die andern üben und lernen es.

Es folgen weitere „Orientierungsübungen“. Ein Knabe wird herausgerufen: „Gehe von der Tür zum Fenster gegenüber.“ Unsicher tastend streckt er noch die Hände nach vorn. „Nicht so, aufrecht, Hände auf den Rücken.“ — „So!“ Vorsichtig, jedoch ohne anzustoßen, findet er seinen Weg. — „Nun komm zurück zur Tür.“ Es ist lautlos ein Stuhl in den Weg gestellt worden; aber merkwürdig, bevor der Knabe auf den Stuhl stößt, macht er halt; er hat das Hindernis bemerkt. — Die Tür ist unbemerkt geöffnet worden: „Was merkt ihr jetzt?“ — „Die Tür ist offen.“ — „Woran?“ — „Der Ton ist anders.“ — „So“ — schließt die Lehrerin die Stunde „morgen wollen wir sehen, wer im Garten am besten den Bäumen ausweichen kann.“

So also lernen die Blinden aus den für uns oft unmerklichen Wahrnehmungen des Gehörs und Getastetes sich zurechtzufinden inmitten der sie umgebenden räumlichen Verhältnisse und die Gegenstände selbst zu erkennen und zu beurteilen.

In all diesen Dingen, die bei der Entwicklung sehender Kinder als selbstverständlich hingenommen werden, muß die Erziehung Blinden zuweilen unter Aufwand großer Mühe und Geduld den ersten Grund legen. Dies geschieht in der Vorschule, und zwar je früher, desto besser. Voll Befriedigung verlassen wir dies Haus, indem wir noch einen Gang durch die luftigen Schlafräume machen, und sehen, wie auch alle äußeren Bedingungen gegeben sind, um eine gesunde Entwicklung der armen Kleinen anzubahnen, welche nur zu oft welken und zarten Schattenpflänzchen gleichen.

P. Alberts.

(Fortsetzung folgt.)

Aus großer Zeit.

1883 wurde bei dem Gutsbesitzer Lange-Rüstner in Wispersleben folgende Urkunde gefunden:

Daß der allhiefige Gutsbesitzer Herr Lorenz Abraham Lange auf sein den 14. Juni 1813 erkauftes eigentümliches Gut bis zum 31. Dezember 1817 auf 13 Thlr. 7 Gr. 8 ð Geschoß 428 Offiziere, 19 683 Gemeine Soldaten, 2056 Pferde laut Einquartierungsliste gehabt und auf das von Herrn Dr. Dober in Pacht habende Gut von 1806 bis 31. Dezember 1817 auf 13 Thlr. 15 Gr. $\frac{1}{2}$ ð Geschoß ebenfalls 983 Offiziere, 23011 Gemeine, französische und königlich preußische Truppen und 5307 Pferde im Quartier bei ihm gelegen, sodas die Summe der einquartiert Gewesenen auf beide Güter:

1366 Offiziere, 42 694 Gemeine und 7363 Pferde beträgt, Solches haben hierdurch Endes Unterzeichnete Ortsvorsteher der Wahrheit gemäß pflichtmäßig attestieren wollen.

Wispersleben Kiliani, den 10. Februar 1818.

L. S. gez.: Rüstner. gez.: L. Voigt. L. S. gez.: Schäfer. gez.: Wilh. Werneburg, gez. Engelbrecht, Gemeindefreiber.

Zur Kirchengaustrittsbewegung

schreibt die „Chemnitzer Allgemeine Zeitung,“ also ein politisches, nicht etwa ein kirchliches Blatt, folgende beherzigenswerten Worte:

Es gibt nur ein Mittel, den Ansturm der Kirchenfeinde zurückzuschlagen und das alte, unvergängliche Banner des Kreuzes siegreich auf der Zinne unserer Kultur aufzupflanzen. Wir müssen eine Gegenbewegung entfachen aller derer, denen Glaube und Evangelium noch einen Kampf wert sind. Wir müssen offen und freudig bekennen, daß wir Christen sein wollen, nicht nur dem Namen nach, sondern auch mit der Tat. Wir müssen uns wieder scharen um unsere Kirche, die unsere Väter einst mit Blut und Tränen gebaut haben, für die ihnen kein Opfer groß genug war. Nicht vorbeigehen, wenn die Glocken läuten, sondern hineingehen in unsere Gotteshäuser und durch einen Massenbesuch allen Feinden und Lauen beweisen, daß uns unsere Kirche ans Herz gewachsen ist. Durch erhöhte Anteilnahme an allen kirchlichen Veranstaltungen, durch freudiges, reges Mitarbeiten in den Kirchenvorständen, im Gemeindeleben und in der Synode aller Welt zeigen, daß unsere evangelische Kirche auf einem Felsen gebaut ist: und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Hinein in die Kirchen, das sei unsere Lösung, und dort Hand in Hand arbeiten mit unserer Geistlichkeit, damit ein neues Leben erblühe, wo jetzt Friedhofsruhe herrscht. Das ist evangelische Pflicht, das ist Laienpriestertum in schönstem Sinne des Wortes. „Religion zu haben, ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst“, meint der Weise von Königberg (Kant). Helfen wir unserer Volke, daß es sich dieser seiner Pflicht von neuem bewußt wird; verhelfen wir ihm zu einem positiven Christentum, das nicht orthodox zu sein braucht, das aber in der freudigen Mitarbeit an der Kirche zu einem Sammelpunkt aller derer wird, die Gott dienen wollen.*)

Verkauf zweier Kronleuchter.

Von einem Vorgänger wurden für die hiesige Kirche im Jahre 1912 zwei neue Kronleuchter von der Firma Köppen, Berlin, angeschafft. Da unsere Kirche durch eine Stiftung inzwischen elektrisches Licht bekommen hat, sind die Kronleuchter wieder herausgenommen worden und liegen nun im Pfarrhaus. Der Kirch-Gemeinderat hat seine Genehmigung zum Verkauf gegeben und bitte ich die Herren Kollegen, die solche für ihre Kirchen bedürfen, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Die Kronleuchter sind aus Messing, kein bestimmt durchgeführter Stil, wurden erst 3 mal gebrannt, können auch zur elektr. Beleuchtung eingerichtet werden. Nähere Auskunft erteilt R. D. Stückenberg, Pfarrer, Gamsstädt, Post Neudietendorf.

*) Wir aber sagen: bravo, liebe „Allgemeine“! Möchtest du mit deiner klaren Stellung zur Kirche recht anstehend unter deinen Kolleginnen wirken!